

Marie Louise Fischer

Elbchaussee

Roman



»Wir sind verrückt!« Mit einem lächelnden Seufzer fügte sie hinzu: »Aber süß verrückt!« Sie legte ihm die Hand auf die Brust und spürte das heftige, gleichmäßige Schlagen seines Herzens.

Er zog sie noch enger an sich und hauchte, den Mund an ihrem Ohr: »Hexe!«

»Nun sag bloß ...«

Er ließ sie nicht aussprechen: »Natürlich war es deine Schuld! Wenn du dich so aufreizend herrichtest!«

»Aufreizend? In den Klamotten, die ich den ganzen Vormittag im Büro getragen habe?«

»Auf mich wirkst du eben immer aufreizend.«

Sie lachte. »Soll das ein Kompliment oder eine Beleidigung sein?«

Sie lagen nackt, wie Gott sie erschaffen hatte, auf dem taubenblauen Teppichboden seines Wohnraums, ihre Kleidungsstücke wild um sich verstreut. Nach Wochen der Trennung war ihnen der Weg zum Bett oder auch nur zur Couch zu weit gewesen.

»Ich geh' jetzt unter die Dusche«, verkündete sie, machte aber keine Anstalten aufzustehen.

»Gute Idee! Ich komme mit.«

»Lieber nicht.«

»Hast du es eilig?«

»Überhaupt nicht. Aber ich finde ...« Sie zögerte. »... Glück, das man zu wiederholen versucht, nützt sich ab.«

»Dann müsste unseres längst schäbig geworden sein.«

»Eben nicht, weil die Gelegenheiten rar sind, es zu genießen.«

»Man könnte beinahe von homöopathischer Dosierung sprechen.«

»Beschwer dich nicht! Du weißt, ich widme mich dir in jeder freien Minute.« Sie küsste ihn auf die glatte braune Brust, richtete sich energisch auf und sprang hoch.

Er blieb träge liegen, beobachtete, wie sie mit raschen, zielbewussten Griffen Ordnung in das Chaos brachte. Ihr Körper, braungebrannt von Sommersonne und Seewind, wirkte noch immer mädchenhaft, die Beine lang, die Taille schmal und die hoch angesetzten Brüste sehr fest und nur schwach gerundet. Sie sammelte ihr Kleid, seine Hose, Strümpfe und Schuhe ein und trug sie ins Schlafzimmer hinüber. Dann bückte sie sich, um den Inhalt ihrer Handtasche einzusammeln, die sich beim Sturz geöffnet hatte.

Er setzte sich auf. »Lass mich das machen.«

Sie hielt in der Bewegung inne und sah ihn an. »Warum?«

»Nur so. Oder hast du etwa Geheimnisse vor mir?«

»Du bist der einzige Mensch auf der Welt, vor dem ich keine habe.«

»Beruhigend zu wissen.«

Als sie zehn Minuten später aus dem Bad zurückkam, fand sie ihn, schon wieder in Hemd und Hose, auf der Couch sitzend, ihre weiße Handtasche neben sich. Das Licht der Sommersonne, das durch die Jalousetten in den Raum fiel, zauberte einen goldenen Schimmer auf seine braunen Locken. Es wurde ihr einmal mehr bewusst, wie schön er war, und das war, so glaubte sie, das Einzige, was sie an ihm störte.

Er betrachtete ein Foto, das er in der Hand hielt.

Der Versuchung widerstehend, sich neben ihn zu setzen, nahm sie auf einem mit grauem Samt überzogenen Sessel ihm gegenüber Platz. Sie hatte ihr Gesicht noch nicht zurechtgemacht und trug seinen kurzen weißen Bademantel.

Er hatte kurz aufgesehen, als sie eingetreten war, mit jenem Aufleuchten in den ausdrucksvollen Augen mit der grünen Iris, das ihr durch und durch ging, und sich dann wieder dem Betrachten des Fotos gewidmet.

»Dein Mann und deine Tochter?«, fragte er.

Sie hielt es nicht für nötig, ihm die Antwort zu geben, die er ohnehin wissen musste.

»Der ehrenwerte, wohlbetuchte Professor Doktor Knut Kröger«, sagte er in einem Ton, der ironisch klingen sollte, in dem aber ein Hauch von Eifersucht schwang.

»Ach, lass doch, Ralf!«, bat sie.

»Sieht aus, als könnte er dein Großvater sein.«

»Sei nicht albern! Imogen ist neun und er ist zweiundvierzig.«

»Sie ist lieb.«

»Ja, das ist sie.«

»Ich würde sie zu gern kennenlernen.«

»Unmöglich. Ich denke nicht daran, ihr was vorzuspielen, und sie einzuweihen schon gar nicht.«

»Aber wenn es sich zufällig ergäbe ...«

»Das möchte ich nicht erleben.«

»Du hast natürlich recht.« Er steckte das Foto in ihre Handtasche zurück und stand auf. »Ich habe uns einen Tee aufgebracht.«

Sie lächelte zu ihm auf. »Wie immer.«

»Du musst es mir sagen, Claudia, wenn du etwas anderes willst.«

»Das würde ich schon, wenn es so wäre. Aber ich weiß noch nicht, was ich mehr liebe ... dich oder deinen wunderbaren Tee.«

Er gab ihr im Vorbeigehen eine leichte Kopfnuss. »Biest.«

Sie lachte nur, langte über den Tisch nach ihrer Handtasche, nahm ein Zigarettenpäckchen und ihr schweres goldenes Feuerzeug – ein Geschenk ihres Mannes – heraus und stellte die Tasche dann neben den Sessel. Während er in seiner Kitchenette hantierte, hatte sie Muße, sich in dem sehr modern, großzügig und hell eingerichteten Raum umzusehen. Sie kannte ihn von vielen Besuchen her, war aber immer gewärtig, etwas Neues zu entdecken. Ralf Hayd und sein Vater, die im Erdgeschoss ihres alten Hamburger Hauses einen Handel mit Antiquitäten betrieben, hatten beide die Angewohnheit, ein vor Kurzem erworbenes Stück, wenn es ihnen gefiel, erst einmal hinauf in die eine oder andere Wohnung zu nehmen. Diesmal war es eine zierliche Kommode aus Rosenholz.

»Zauberhaft!«, rief sie, sprang auf und berührte mit den Fingern das glatte, schimmernde Holz, das trotz seines Alters noch lebendige Wärme auszustrahlen schien.

»Gefällt sie dir?«, fragte Ralf, der ein Tablett mit Teegeschirr zum Tisch hinbalancierte.

»Und ob! Rokoko?«

»Eher spätes Barock.« Er stellte Teekanne, Sahnekännchen und Zuckerdose aus kunstvoll verarbeitetem Silber – England, 18. Jahrhundert – auf den Tisch, verteilte Tassen, Untertassen und Silberlöffel.

»Woher hast du es?«

»Aus einer Versteigerung. Zu teuer erstanden. Aber ich konnte nicht widerstehen.«

»Kann ich dir nachfühlen.«

Sie setzten sich. Er goss frische Sahne in die Tassen, füllte sie mit dem sehr dunklen, fast schwarzen Tee auf, tat Kandiszucker dazu. »Wie war es auf Sylt?«

»Erholsam wie immer. Sonnenbaden, lange Strandspaziergänge, Abende im *Pony*. Du kennst das ja alles. Aber du hast mir gefehlt.«

»Das will ich hoffen.«

Sie warteten, bis der Zucker sich aufgelöst hatte, rührten behutsam um und nahmen dann den ersten Schluck.

»Ah, wie gut das tut!«, sagte sie. »Nirgendwo bekomme ich einen Tee wie bei dir.«

»Du könntest ihn dir selber kochen.«

»Ja, warum eigentlich nicht?« Sie glaubte, dass ihr Mann ihn sicher auf friesische Art zubereitet auch mögen würde, aber es wäre ihr wie ein Verrat an Ralf vorgekommen, wenn sie ihn

auch mit ihrem Mann zusammen so getrunken hätte. Vielleicht später einmal, wenn alles vorbei war.

»Was hast du?«, fragte er.

»Nichts.« Sie zwang sich ein Lächeln ab.

»Du hast an etwas Ungutes gedacht.«

»Vielleicht. Kann sein. Aber wenn, dann habe ich es schon vergessen.« Sie zündete sich eine Zigarette an.

»Du kannst mir vertrauen«, sagte er.

»Das weiß ich ja. Aber vertrauen heißt doch nicht, den anderen mit jedem dummen Gedanken zu belasten, der einem durch den Kopf schießt.« Sie schob ihm das Zigarettenschächtelchen zu.

»Magst du? Nur zur Gesellschaft.«

Er machte sich nichts daraus zu rauchen, nahm sich aber dennoch eine Zigarette und zündete sie sich mit ihrem Feuerzeug an.

»Wie kommt es, dass du erst heute zurück bist? Ich hatte dich schon am Mittwoch erwartet.«

Sie streifte die Asche ihrer Zigarette ab. »Ich habe es versucht. Aber es ging nicht. Knut und Imogen fühlten sich so wohl auf der Insel, und allein lassen wollte ich sie auch nicht.«

»Aber du hattest Sehnsucht nach mir?«

»Ja«, gab sie zu, »aber gerade das war das Fatale.«

»Verstehe ich nicht.« Er sah sie aufmerksam an.

»Tatsächlich hätte ich guten Grund gehabt, früher abzureisen. Am Mittwoch war die große Artikelabgabe bei *Cosmos*.«

»Was ist das?«

»Ach, das habe ich dir bestimmt schon mal erzählt. Da stellen die Einkäufer ihre Waren für den nächsten Katalog vor. Das ist immer eine ziemlich aufregende Angelegenheit. Alle versammeln sich im Konferenzsaal.«

»Wer – alle?«

»Der Big Boss, die Chefs der Einkäufer und der Werbeabteilung und ihre Assistenten, die Texter, die Fotografen und die Grafiker.«

»Und da hättest du als Cheftexterin natürlich dabei sein sollen.«

»So ist es.« Claudia drückte ihre Zigarette aus. »Du hast den Nagel auf den Kopf getroffen.«

»Wieso hast du das deinem Mann nicht klarmachen können?«

»Der Termin fiel ja in meinen Urlaub. Man hat mich erst am Montag wieder im Büro erwartet.«

»Aber du warst schon heute da.«

Sie griff nach einer Zigarette. »Weil ich mich so schnell wie möglich orientieren und zu dir wollte. Ich kann dir nicht genau sagen, was mir wichtiger war.« Sie zuckte die Achseln.

Er ließ ihr goldenes Feuerzeug aufspringen. »Es wird wohl die Arbeit gewesen sein.«

Sie steckte sich die Zigarette in den Mund, hielt sie in die kleine Flamme und zog den Rauch ein. »Da bin ich mir nicht so sicher«, erklärte sie.

»Claudia!« Er wollte sie zu sich ziehen.

»Bitte nicht!« Sie wehrte ihn ab. »Ich muss noch in die Firma.«

»Warum? Könntest du nicht ...«

»Nein!«, erklärte sie so entschieden, dass er sie freigab.

Sofort versuchte sie die Zurückweisung zu mildern. »Sei mir nicht böse, Liebling!«, bat sie zärtlich. »Wir können ja von Glück sagen, dass wir uns überhaupt heute schon treffen konnten.«

»Ja«, sagte er, »wieso eigentlich?«

»Weil heute ein Professor aus München zu uns kommt, ein Wissenschaftler, den Knut sehr verehrt. Professor Weber und seine Frau. Sie sind heute den letzten Tag in Hamburg und Knut wollte ihn auf keinen Fall verpassen.«

»Dann«, sagte er sehr nachdenklich, »hast du dich also nach seinen Wünschen gerichtet.«

»Sollte ich das nicht?«, fragte sie lächelnd. »Sie konnten mir doch nur recht sein.« Sie drückte die Zigarette aus, nahm ihre Handtasche und stand auf.

Stirnrunzelnd blickte er zu ihr hoch. »Irgendetwas an dir wird mir immer rätselhaft bleiben.«

Sie lächelte ihm zu. »Das ist auch gut so. Rätsel hören auf, spannend zu sein, wenn sie gelöst sind.« Mit raschen Schritten verschwand sie im Schlafzimmer.

Wenige Minuten später – er hatte gerade Zeit gefunden, den Tisch abzudecken und das Geschirr in die Küche zu tragen – kam sie zurück, schon angezogen, in einem schmalen maisgelben Kleid mit Leinenstruktur und dazu passender Jacke: Normalerweise legte sie sehr viel Wert auf ein sorgfältiges Make-up, aber augenblicklich hielt sie es, bei ihrer gleichmäßig sommerlich gebräunten Haut, nicht für nötig. Die vereinzelt, winzigen, sehr dunklen Sommersprossen auf dem Nasenrücken gefielen ihr; sie gaben ihr etwas Keckes, Jugendliches.

So hatte sie nur ihre ohnehin langen, dunklen Wimpern getuscht und das tiefe Blau ihrer Iris durch einen entsprechenden Lidstrich noch betont. Das braune, fast schwarze Haar machte ihr keine Arbeit. Sie trug es kurz geschnitten und brauchte es nur kräftig durchzubürsten, damit es sich locker um ihr klares Gesicht bauschte.

Er blickte ihr bewundernd, fast anbetend entgegen und sie reichte ihm ihren noch ungeschminkten Mund zu einem letzten Kuss. Sie wusste, dass er sie gerne gebeten hätte, sich auf

ein Wiedersehen festzulegen. Aber er hatte gelernt, darauf zu verzichten und die Organisation ihrer Begegnungen ganz ihr zu überlassen.

»Ich liebe dich«, sagte er, als er sie wieder freigab.

»Ich dich auch«, erwiderte sie, holte Spiegel und Lippenstift aus ihrer Handtasche, klemmte sie unter den Arm und malte sich den großzügig geschwungenen Mund leuchtend rot.

Sie verließ seine Wohnung durch die Tür, die ins Treppenhaus führte – es gab noch eine zweite, die seine Privaträume mit dem Geschäft verband – legte zwei Finger an die Lippen und warf ihm, der sie begleitet hatte, eine Kusshand zu, dann klapperte sie auf ihren hohen Absätzen die Stiege hinunter.

Erst als sie außer Sichtweite auf der Straße stand, erlaubte sie sich einen Blick auf ihre Armbanduhr – sie tat dies, um ihn nicht zu verletzen, nie in seinem Beisein. Es war kurz nach drei Uhr nachmittags. Die Werbeabteilung von *Cosmos* hatte, wie üblich, freitags um ein Uhr geschlossen. Sie hatte also etwa zwei Stunden mit Ralf verbracht.

›Gutes Timing‹, dachte sie zufrieden und schritt energisch aus.

Es war ein schwüler Augusttag. In die schmalen Straßen nahe dem Fischmarkt drang zwar nur selten Sonnenschein, dennoch war die Hitze drückend. Claudia war froh über den Tee, den sie getrunken hatte. Er machte die Temperatur jetzt erträglicher. Ohne sich dessen bewusst zu sein, summte sie vor sich hin.

Das große alte Gebäude der Firma *Cosmos* stand nahe dem Nobistor, einem ehemaligen Kontorhaus. Häufige Renovierungen hatten ihm nichts von einer gewissen Düsternis, aber auch Würde nehmen können. Es gab keine Reklame an den Außenwänden oder dem hohen Giebel. Nur eine schwarze Inschrift auf einer Messingtafel neben der Tür verriet, dass es sich um das Versandhaus *Cosmos* handelte.

Ein alter Pförtner, der durch ein Fenster Aussicht auf die Straße hatte, ließ Claudia ein, ohne dass sie erst klingeln musste.

»Tag, Frau Wolff«, begrüßte er sie freundlich.

»Tag, Herr Stielicke.«

»Wieder einmal fleißig?«

»Muss ja wohl sein.«

Es war nicht ungewöhnlich, dass Claudia freitagnachmittags noch einmal in die Firma kam. Wenn auch die Katalogredaktion mittags Schluss zu machen pflegte, gab es andere Abteilungen, die weiter tätig blieben, die Packerei etwa und der Versand, der Einkauf und die Buchhaltung. Dennoch wirkte das Innere des Gebäudes spürbar verlässener als sonst.

Claudia ging, mit einer raschen Handbewegung grüßend, an der Pförtnerloge vorbei, um nicht vom alten Stielicke in ein zeitraubendes Gespräch über das Wetter oder ihren Urlaub verwickelt zu werden. Mit einem alten, quietschenden und ratternden Aufzug fuhr sie in den sechsten Stock hinauf, eilte den Gang entlang, der durch ein einziges Fenster an einem Ende nur unzureichend beleuchtet war. Alle Türen linker Hand zur Abteilung Einkauf, hinter der sich ein sehr großer verwinkelter Raum mit den Apparaten für Telex und Telefax verbarg, wie auch die nebeneinanderliegenden Büros von Personalabteilung, Chefsekretariat und Sekretariat, Buchhaltung und Direktion rechter Hand, waren geschlossen. Ganz hinten links die Tür führte in ihr Reich, die Textredaktion. Sie wirkte jetzt, da Claudia sie allein betrat, angenehm groß. Das Zimmer hatte eine hohe Decke und schmale Fenster, durch die das helle Licht des Sommertages, durch die verschmutzten Scheiben gefiltert, in Streifen einfiel.

An gewöhnlichen Tagen herrschte hier drangvolle Enge. Claudia teilte sich den Raum mit Mitarbeitern, beziehungsweise Mitarbeiterinnen, die ihr unterstellt waren. Ihr Schreibtisch stand auf einem kleinen Podest, so dass sie alles, was geschah, ständig übersehen und kontrollieren konnte. Claudia hätte liebend gern ein eigenes Büro gehabt, und die anderen wünschten sich wenigstens eine Unterteilung durch halbhohe Trennwände oder Blumenkübel. Aber die Herren von der Chefetage hatten es anders bestimmt. Sie bestanden darauf, dass nur in dieser Anordnung eine effiziente redaktionelle Arbeit möglich sei.

Tatsächlich wurden Claudia und ihr Stab in der Firma als »die glücklichen Sieben« bezeichnet, und sie war stolz darauf, dass dies nur ihrer freundlichen und bestimmten Art der Menschenführung zu verdanken war. Sie achtete darauf, dass jeder Mitarbeiter die Aufgaben bekam, die ihm am meisten lagen, verstand es, Intrigen im Keim zu ersticken, und war immer bereit auf einen Scherz einzugehen, wenn er nicht gerade das Arbeitsklima störte. So kam es, dass alle sich wohlfühlten und in dem nüchtern eingerichteten Raum oft genug Gelächter ausbrach.

Obwohl sie an alle nur möglichen Stellen der Wände bunte Poster geklebt hatten, wirkte das große Zimmer kahl und unfreundlich. Der Fußboden war mit dunklem, seit undenklichen Zeiten zerschrammtem Holz belegt und von der Decke löste sich der Verputz. In einem mächtigen Regal waren die Artikel für den neuen Katalog gelagert.

Insgesamt sieben graue Stahlschreibtische standen in dem Raum – Claudias war ein wenig imposanter als die anderen – und ein breiter, geschlossener Schrank, in dem Kataloge aufbewahrt wurden, die der eigenen Firma wie auch der Konkurrenz. Nur Claudia hatte einen Computer mit Drucker zur Verfügung, die beiden Herren im Team und Liselotte Klein arbeiteten an Computern ohne Zubehör, die anderen benutzten Schreibmaschinen. Es wurde zwar

immer wieder von der Firmenleitung versprochen, die ganze Belegschaft der Redaktion mit Computern und Druckern auszustatten, aber dazu würde es wohl nie kommen, und Claudia war es ganz recht so. Sie wusste, dass die älteren Frauen vor der Einführung der neuen Technik zitterten und die eine oder andere, wenn es dazu käme, wohl gar das Handtuch werfen würde. Aber gerade sie waren gute und einfallsreiche Texterinnen, auf die Claudia nicht verzichten wollte, einmal ganz davon abgesehen, dass eine neue Stellung für sie wohl nur schwer zu finden sein würde.

Claudia durchquerte den Raum, stieß die Tür zur anschließenden Grafikabteilung auf, ging weiter und lugte in die Fotografie hinein; wie sie nicht anders erwartet hatte, lagen sie verlassen. Sowohl die Grafiker als die Fotografen hatten keine eigene Verbindung zum Gang, sondern mussten, wenn sie hinauswollten, die Textredaktion durchqueren. Das förderte zwar die Zusammenarbeit zwischen den einzelnen Abteilungen, brachte aber auch sehr viel Unruhe mit sich.

Erst nachdem sie sich vergewissert hatte, dass sie tatsächlich allein war, streifte sie die Pumps ab. Ihre Füße schmerzten. Es war wohl doch keine so gute Idee gewesen, beim raschen Ankleiden in Ralf Hayds Wohnung auf Strümpfe und Straps zu verzichten und sie stattdessen in die Handtasche zu stopfen. Zum Glück hatte sie keine Blasen bekommen, sondern nur rote Druckstellen.

Claudia legte ihre Handtasche in das dafür bestimmte Seitenfach ihres Schreibtisches. Obwohl das alte Gemäuer die größte Hitze abhielt, zog sie die Jacke aus und hängte sie über die Stuhllehne, was sie sich in der normalen Bürozeit nie erlaubt hätte. Das maisgelbe Kleid, das sie trug, gab ihre schönen braunen Arme frei, war leicht tailliert, lang genug, die Knie gut zu bedecken, sie aber bei Bewegungen durch einen kurzen Schlitz seitlich am Rock freizugeben. Claudia besaß einige dieser Kombinationen, Kleid mit gleichfarbiger Jacke, die zwar nicht gerade modisch, aber zeitlos bequem waren. Da sie keinen Büstenhalter trug, ihn nicht zu tragen brauchte, bestand auch nie die Gefahr, dass ein Träger sichtbar wurde oder gar über die Schulter hinabrutschen konnte.

Kurz massierte sie ihre schmalen, kräftigen Füße mit den rot lackierten Zehen. Barfuß trat sie an das riesige Regal, in dessen Fächern die neuen Artikel ausgestellt waren, so dass sich alle ihrer bedienen konnten. Jedem Artikel war ein Produktblatt beigefügt mit Code, Preis und den wichtigsten Angaben. Bei einigen steckten auch schon die sogenannten »Mäppchen«, braune Umschläge, in die Texte oder Fotos geschoben worden waren, Zeichen dafür, dass die Produktion des Katalogs begonnen hatte.

Claudia kümmerte sich nicht darum, sowenig wie um die abgegriffenen Mäppchen, die Fotos, Texte und Grafiken von alten Artikeln enthielten, die wieder in den Weihnachtskatalog hineingenommen werden sollten. Heute prüfte sie nur die Warenpalette – es gab fast nichts, was es nicht gab, angefangen von billigen Plastik-Weihnachtsbäumchen fürs Auto über Küchengeräte, Pantoffeln, Winterstiefel und Anoraks bis zu echten Pelzen – und studierte die beige-fügten Formblätter, zuweilen sehr angetan, manchmal aber auch kopfschüttelnd. Sie musste sich zumindest einen allgemeinen Überblick verschaffen.

Danach wischte sie sich die Füße – sie schmerzten immer noch – mit einem Papiertaschentuch ab, schlüpfte in ihre Pumps und nahm ihre Handtasche. Dann zog sie ihre Jacke über und verließ den Raum.

Knatternd und quietschend kam der alte Aufzug zur Chefetage hinauf; er hielt mit dem üblichen harten Ruck im sechsten Stock. Claudia wartete darauf, dass die Türen sich öffnen würden, als sie von hinten angesprochen wurde.

»Hallo, schöne Frau!«, begrüßte sie Georg Hacker, der Chefeinkäufer von *Cosmos*.

Sie fuhr herum.

Lächelnd stand er vor ihr in einem eleganten, hellen Leinenanzug mit Krawatte – als einzigen Tribut an die Hitze hatte er den oberen Kragenknopf geöffnet – und lüftete seinen Panamahut. Claudia, in Gedanken versunken, war weder auf diese noch eine andere Begegnung gefasst gewesen und starrte ihn erst einmal sprachlos an. Er war ein schwerer Mann Mitte vierzig mit ausgeprägten Gesichtszügen, vollen Lippen, fleischiger Nase und kleinen, sehr lebendig funkelnden schwarzen Augen; sein dunkles Haar begann schütter zu werden.

Claudia gewann ihre Fassung zurück und lächelte ihn an. »Einen schönen guten Tag, Herr Hacker!«

Er trat mit einer chevaleresken Bewegung zurück, um sie als Erste einsteigen zu lassen. »Es ist mir, wie immer, eine besondere Freude, Sie zu sehen, Frau Wolff-Kröger.«

»Das Vergnügen«, behauptete Claudia, »liegt ganz auf meiner Seite.«

Die Türen schlossen sich hinter ihnen und der Aufzug rumpelte in die Tiefe.

Die Kabine war geräumig, Claudia stellte sich so weit entfernt von Georg Hacker hin, wie es die Höflichkeit gerade noch erlaubte. Er drängte sich nicht an sie heran, dennoch fühlte sie sich durch seine Gegenwart beengt. Der scharfe Geruch, den er ausströmte, ein Gemisch aus warmem Schweiß und einem allzu reichlich benutzten Herrenparfum, setzte ihr zu.

»Ich brauche nicht zu fragen, wie es Ihnen geht, verehrte Frau Wolff-Kröger«, sagte er schmeichelnd, »man sieht es Ihnen an. Es könnte nicht besser sein.« Seine glitzernden Augen

musterten sie – unverschämt, wie es ihr schien – und saugten sich an ihren nackten Beinen fest.

Claudia war froh, dass sie nicht dazu neigte, rot zu werden; sie setzte eine gelassene Miene auf und bemerkte so unpersönlich wie nur möglich: »Ich war in Urlaub.«

»Ich weiß, ich weiß. Man hat Sie im Haus vermisst.«

»Nett, das zu hören«, erwiderte Claudia lächelnd und dachte bei sich: »Du alter Heuchler wärst mich doch am liebsten für immer los!«

Sie hatte nichts gegen Georg Hacker persönlich, jedenfalls versuchte sie sich das einzureden. Er war ein mächtiger Mann in der Firma und niemand konnte wagen, es sich mit ihm zu verscherzen. Aber seit eh und je hatte es zwischen ihm und Claudia gewisse Spannungen gegeben. Sie wagte zwar nicht, offen Kritik an der Auswahl der Waren zu üben, die er für das Versandhaus erstand, aber sie war auch nicht falsch genug, Begeisterung zu heucheln, wenn sie ihr nicht gefielen. Besonders die billigen Importe aus dem Fernen Osten waren ihr ein Gräuel, die sie dann im Katalog hochpreisen musste, obwohl sie wusste, dass das meiste den Kunden schon nach dem ersten Gebrauch zwischen den Fingern zerfallen würde.

»Wann nehmen Sie Ihren Urlaub?«, fragte sie in der Hoffnung, damit seinen Blick umlenken zu können.

Aber es gelang ihr nicht.

»Irgendwann«, erklärte er beiläufig. »Sie wissen ja, wir Junggesellen müssen immer zurückstehen.«

Claudia fand es zwar lächerlich, dass er sich als Junggeselle bezeichnete – er war erst seit wenigen Jahren geschieden –, dennoch sagte sie teilnahmsvoll: »Sie Ärmster!«

Plötzlich hob er den Blick und sah ihr direkt in die Augen, und das war ihr zu ihrer eigenen Überraschung noch unangenehmer, als wenn er unverfroren auf ihre Beine starrte.

»Übrigens bin ich überrascht, Sie hier und jetzt zu sehen.«

»Das kann Ihnen öfter passieren. Ich arbeite freitagnachmittags gerne noch eine oder zwei Stunden.«

»Wie emsig«, erklärte er spöttisch.

Sie zuckte die Achseln. »Der Katalog muss ja fertig werden.«

Laut krachend landete der Aufzug im Keller und die Tür öffnete sich. Mit einer übertriebenen Geste der Höflichkeit überließ Georg Hacker ihr den Vortritt, war aber dann, auf dem Weg zur Tiefgarage, schon wieder an ihrer Seite.

»Wie weit sind Sie denn damit?«

»Noch ganz am Anfang.«

»Ich glaube, wir sollten uns bei einem Glas Bier darüber unterhalten. Wie wär's?«

»Bei der Hitze trinke ich prinzipiell kein Bier.«

Er lachte, um zu beweisen, dass er sich nicht kränken ließ. »Dann also – bei einem Glas Tee mit Rum?«

Claudia blieb stehen. »Ein andermal gerne, Herr Hacker, aber heute habe ich es eilig. Ich muss meine Tochter abholen. Sie wartet schon auf mich.« Sie reichte ihm die Hand.

Er hielt sie länger fest, als es angebracht war. »Nächste Woche?«

»Ich fürchte, dann ergibt sich die gleiche Situation«, sagte sie und blickte ihm lächelnd in die Augen.

»Ich gebe die Hoffnung nicht auf.«

»Wer könnte Ihnen das verbieten?«

Jetzt endlich gab er ihre Hand frei. »Dann bis Montag, Frau Wolff-Kröger!« Er drückte sich seinen Panamahut auf den Kopf.

»Auf Wiedersehen, Herr Hacker!«

Sie trennten sich und jeder ging zu seinem Auto.

Claudia ärgerte sich über sich selber. Sie hatte wirklich keine Zeit gehabt, sich mit Georg Hacker zusammzusetzen. Aber sie hätte sich liebenswürdiger aus der Affäre ziehen können. Aus ihrem Benehmen musste er den Schluss ziehen, dass sie ihm absichtlich auswich. Dabei wäre ein Gespräch mit ihm für sie mindestens so nützlich gewesen wie für ihn. Doch seine unverschämte Art ärgerte sie unsäglich. Claudia hielt sich viel zugute auf ihre Selbstbeherrschung. Aber mit ihm allein war sie oft nahe daran, die Fassung zu verlieren.

Schon dass er sie mit leicht süffisanter Betonung, wie ihr schien, Wolff-Kröger nannte, irritierte sie. Nach ihrer ersten, so kläglich gescheiterten Ehe hatte sie ihren Mädchennamen wieder angenommen und hatte ihn, als sie Knut Kröger heiratete, nicht noch einmal aufgeben wollen. Freunde hatten Bedenken gehabt, auch Knut war es nicht ganz recht gewesen, aber die angemeldeten Schwierigkeiten waren ausgeblieben, im Betrieb war sie Frau Wolff geblieben, im gesellschaftlichen Leben Frau Kröger geworden. Georg Hacker war der Einzige, der beharrlich ihren Doppelnamen anwandte.

Claudia wusste selber nicht, warum sie das so aufbrachte. Vielleicht meinte er es ja gar nicht spöttisch, vielleicht wollte er ja damit nur seiner Achtung ihr gegenüber Ausdruck geben. Wie dem auch war, sie nahm sich vor, in Zukunft freundlicher, zumindest aber gelassener zu sein. Zum Glück hatte er ja auch nur selten Gelegenheit, sie so zu überrumpeln wie heute.

Die Tiefgarage unter dem alten Kontorhaus war nicht sehr groß. Nur leitende Angestellte hatten hier Stellplätze. Alle anderen mussten mit der S-Bahn von und zum Nobistor fahren. Gerade deshalb hatte Claudia Freude an ihrem Privileg und nutzte es weidlich aus.

Sie war gerade dabei, ihr kleines gelbes Cabriolet aufzuschließen, als sie einen anderen Wagen hinter sich vorbeifahren hörte. Sie drehte sich um und erkannte Hackers silbergraue Limousine.

Er kurbelte das Seitenfenster herunter und rief ihr zu: »Schönes Wochenende, Frau Wolff-Kröger!« Glücklicherweise war er also nicht beleidigt.

Claudia winkte ihm zu. »Ihnen auch, Herr Hacker!«

Sie stieg ein, warf einen Blick auf die Uhr im Armaturenbrett und stellte fest, dass sie nicht mehr ganz in der Zeit war. Das passte ihr nicht, war aber kein Grund, nervös zu werden. Imogen war nach der Ballettschule bei Claudias Schwester, Sandra Hagedorn, in bester Obhut.